

Christa Wolfs Hörspiel „Kein Ort. Nirgends“

Das Heute im Gestern

Christa Wolf hat ihr erstes Hörspiel vorgelegt. Es ist die akustische Version ihrer 1979 erschienenen Erzählung „Kein Ort. Nirgends“, und es scheint, als habe ihre umstrittene Textkollage nun einen angemessenen Kunst-Raum gefunden. Die damalige Buchkritik bemängelte vor allem die „mißlungene Montagetechnik“ und die „abrupten Perspektivenwechsel“. In der Hörspielfassung (Regie: Ernst Wendt) werden die vermeintlichen Mängel zu Vorzügen.

Ein Großteil der Texte, die Christa Wolf ihrem Kleist und ihrer Günderrode zuschreibt, ist in der akustischen Raumlosigkeit des inneren Monologs angesiedelt, dem beliebtesten Aufenthaltsort derjenigen Stimmen, die ihre Umgebung nur von innen her sezieren können. Die Außenwelt bleibt außen, tritt erst allmählich ein in Kleists und des Hörers Gedankenfluß, drängt sich auf. „Da ich mich nicht auf Licht verstehe, habe ich das Schweigen gelernt“, sagt Christa Wolfs Kleist-Figur angesichts der Frage, wem er denn seine gewagte Sozialkritik anvertrauen wolle in diesem Berlin. Schweigen als erzwungener Rückzug in „diese dröhnenden Monologe“, während draußen „druckreife Sätze“ die Welt ordnen.

Nur mit sich selbst redend, hat Kleist eine vermeintlich normale, ruhige, langatmige Stimme. In Gesellschaft spricht er gehetzt, kurzatmig, stotternd. Auch

mit der Günderrode, der Seelenfreundin, kann er zunächst nur monologisch korrespondieren. Dem romantischen Paar ist dies ein „unlebbares Leben“, lediglich in ihren literarischen Sätzen könnten sie sich berühren, hätte Christa Wolf sie nicht auch in der hautnahen Wirklichkeit einer fiktiven Begegnung zusammengeführt: Sie befinden sich in spannungsreicher Gesellschaft der Herren Wedekind, Brentano und Savigny als Gast des Kaufmanns Mertens zu Winkel am Rhein im Jahre 1804.

Die trotz der raum-zeitlichen Entfernung spürbare Nähe von Kleist, Günderrode und Christa Wolf wird in dieser beinahe raumzeitlos-poetischen Zusammenkunft konkret. Man hat sich zu einer kurzzeitigen Lebensgemeinschaft eingefunden, um sich desto endgültiger der gemeinsamen Lebensunfähigkeit zu versichern. Was bleibt, ist ein programmatisches „Trotzdem“: „Unser unausrottbarer Glaube, die Menschheit müsse sich vervollkommen“, und könne dies schwerlich ohne die Dichter tun. So ist die melancholische Romanze vorrangig auch ein kritischer Dialog über das Verhältnis von Geist und Macht, Leben und Schreiben, Frauen und Männern. Es ist ein ergreifendes poetisches Spiel und zugleich eine begreifbare Kontroverse, deren historischer Ort ebensoviel über das Gestern wie über das Heute verrät ohne beides je gleichzusetzen. (WDR.)

KARL H. KARST